

# Der Kiebitz : ein bedrängter schweizerischer Brutvogel

Autor(en): **Haller, Werner**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik**

Band (Jahr): **1 (1946)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-653389>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER KIEBITZ

*Ein bedrängter schweizerischer Brutvogel*

Von Werner Haller, Rothrist

Wenn zu Beginn des Monats März die ersten Stare auf dem großen Birnbaum vor dem Haus singen, die Drosseln in den Wäldern musizieren, und über den weiten Feldern die Lerchen zum Himmel aufsteigen, kommt auch ein anderer merkwürdiger Gast mit diesen frühen Zugvögeln aus dem Winterquartier zurück: *Der Kiebitz!* Mit Ausnahme der passionierten Naturfreunde im Volk kennt diesen Vogel kaum jemand. Wäre der Name nicht aus der menschlichen Gesellschaft als «Schachkiebitz» oder «Jaßkiebitz» bekannt, so hätten wohl viele Leser dieses Wort noch nie gehört.

Noch vor ungefähr 100 Jahren war das anders. Da brütete der anmutige, taubengroße, grün-weiße Vogel überall in den feuchten Wiesen und den zahlreichen Mooren des Mittellandes. In den alten Chroniken steht zu lesen, wie die Leute damals um Ostern herum mit Körben ins Ried pilgerten, um zu Dutzenden, ja, zu Hunderten die farbenprächtigen Eier mit den hübschen Tupfen zu sammeln. Aber nicht nur durch diese direkte Verfolgung ist der Kiebitz heute in unserem Land, und auch anderswo, selten geworden. Die Meliorationen der letzten 50 Jahre haben viel dazu beigetragen, ihn bis auf bescheidene Reste zu vernichten. Es sind gegenwärtig Bestandaufnahmen der Kiebitzbrutpaare unseres Landes im Gange. Schon heute darf gesagt werden, daß kaum mehr als 100 bis 150 Paare dieses Vogels in der Schweiz brüten. Die Veränderungen in den dem Kiebitz zusagenden Landschaften sind oft von Jahr zu Jahr so kraß, daß vielleicht schon 1947 der Brutbestand bedeutend geringer sein wird. Eine genaue Zählung der Paare ist deshalb schwer, weil in jeder Kolonie einige Paare nicht brüten, sei es, daß es sich um Exemplare handelt, die nicht fortpflanzungsfähig sind, oder um Vögel, die schon frühzeitig das Gelege durch Raubzeug oder durch menschliche Zugriffe verloren haben und kein Nachgelege haben, also keine Jungen hochbringen. Nur das Auffinden der Nester und eine schonende Kontrolle derselben kann über den tatsächlichen Bestand Aufschluß geben.

Im westlichen Teil unseres Landes besteht noch eine Kolonie bei La Sauge, am Neuenburgersee. Der östliche Teil des Kantons Bern und auch der Kanton Solothurn, wo Kiebitze einst häufig brüteten, beherbergen die Vögel heute nicht mehr. Eine Kolonie konnte sich trotz der umfangreichen Entwässerungsarbeiten während der Kriegsjahre im Wauwilermoos halten. Hier brüten die Kiebitze heute fast ausschließ-

lich in Getreidefeldern. Viele Eier werden aber dadurch zerstört, daß die Getreideäcker zu spät gewalzt werden. Ein Brutversuch fand 1945 auch bei Oberkirch am Sempachersee statt. Im Kanton Aargau finden wir noch Restbestände am Hallwilersee und im Reußthal. Eine der größten Kolonien existiert am oberen Ende des Zürichsees, im Linthried. Überhaupt weist die Ostschweiz noch die meisten Kiebitzbrutplätze auf. Es bestehen – um nur noch die hauptsächlichsten zu nennen – Kolonien im Goßauerried, im Neeracherried, am Pfäffiker-, Greifen- und Katzensee, bei Marthalen am Rhein und bei Kloten. Verschiedene dieser Kolonien werden sich, wenn nicht sofort geeignete Maßnahmen getroffen werden, wohl nicht mehr lange halten können. Vor allem bei Kloten werden infolge des Baues des Groß-Flughafens dieses Jahr die letzten Kiebitze brüten.

Das ist eine Bilanz, die nicht sehr erfreulich ist. Nicht nur Storch, Adler und Uhu sind am Aussterben, sondern auch die Vogelwelt der Riedlandschaften ist im Verschwinden begriffen. Es bedarf der Mitwirkung aller Volksschichten, um dieser immer weitergreifenden Verarmung der Natur entgegenzusteuern.

Wem es schon vergönnt war, mit dem Kiebitz Bekanntschaft zu machen, diesem grün-weißen Balzflieger, der über den Ebenen unserer letzten Riedgebiete die tollsten Kapriolen schlägt, dem werden diese Erlebnisse dauernd in Erinnerung bleiben. Mit gellendem «knui – knui – wjeh – wijuchuih – wijuchuih» gaukeln sie über die feuchten Wiesen oder werfen sich mit kreischendem «gieh-giewit – kiiuwitt» auf eine daherstreichende Krähe.

Schon bald nach der Rückkehr aus dem Winterquartier beginnen die Männchen an den Brutplätzen zu balzen, noch bevor sich die Wanderverbände restlos aufgelöst haben. Mit zuckenden Flügelschlägen fliegen sie dabei in geringer Höhe über den Boden hin, indem sie sich von einer Seite auf die andere werfen und gleichzeitig mit den Flügeln «wuch-teln». Nach einigen Tagen beginnt das Männchen bei der Anwesenheit eines Weibchens Mulden ins weiche Erdreich zu drehen, um damit die «bessere Enehälfte» zum Nestbau einzuladen. Der letzte Teil dieser interessanten Zeremonie, die das Brutgeschäft einleitet, geht so vor sich, daß das Männchen mit gesenktem Kopf und aufgestelltem Hinterkörper – eine komische Stellung, die dem Vogel auch den Namen «Wiesenpfau» eingetragen hat – an eine



*Oben: Irgendwo auf dieser großen Ebene liegen auf dem Boden die Eier des Kiebitz.*

*Rechts: Die olivgrünen, mit dunklen Flecken übersäten Eier sind so vorzüglich der Umgebung angepaßt, daß sie selbst für den Ornithologen schwer zu finden sind.*

*Alle Bilder sind Aufnahmen des Verfassers*

ihm für den Nestbau gutdünkende Stelle trippelt, ein paarmal mit dem Schwanz wippt und sich dann mit gesenkter Brust und erhobenem Schwanz zum Muldenscharren niederläßt. Das Weibchen beobachtet erst von Ferne das muldendrehende Männchen und geht dann mit erhobenem Kopf absatzweise auf den Gatten zu. Bei dieser Annäherung verläßt das Männchen die Nestmulde und bleibt vorerst mit gesenktem aber abgewandtem Kopf lange stehen. Schließlich geht das Männchen langsam vom Nest weg, ohne sich dabei umzublicken, pickt Hälmchen auf, die es nun über die Schulter nach dem Nest wirft.

Alle diese intimen Handlungen bei der Paarbildung und beim Nestbau kann man natürlich nur aus größerer Entfernung durch das Glas verfolgen. Bis die schönen Eier in der Mulde liegen, sind die Vögel gegen alles Ungewohnte sehr mißtrauisch. Erst nach der Eiablage gelingt es, die argwöhnischen Vögel zu überlisten und aus der Nähe zu beobachten – sofern man die nötige Geduld hat, stundenlang in nassen Verstecken zu lauern. Schon das Auffinden der Nester ist nicht leicht, liegen doch die Eier irgendwo in der grünenden Frühlingswiese. Planmäßiges «Suchen» am Boden führt meist nicht zum Erfolg. Es kann sogar vorkommen, daß man die Brut plötzlich mit den Füßen zertrampelt. Nur der Eingeweihte weiß mit dem Fernglas – etwa vom Dach einer Torfhütte aus – die brütenden Kiebitze im aufkeimenden Getreidefeld oder in der unübersichtlichen Riedwiese zu finden. Dann wird das Nest unter Zuhilfenahme eines markanten Punktes angepeilt. Aber auch dann, wenn man glaubt, den Neststandort ganz genau lokalisiert zu haben, kann es vorkommen, daß man die Eier erst nach sorgfältigem Absuchen der Umgebung findet; so trefflich stimmen die olivgrünen, mit dunklen Flecken übersäten Eier mit dem Boden des Brutgebietes überein.

Bei unserem Gang über die Wiese oder über den Acker, der dem Auffinden des Geleges gilt, hat sich der brütende Vogel schon längst vom Nest geschlichen. Er umfliegt uns zusammen mit seinem Partner unter gellenden Warnrufen. Darum darf man sich nie lange in Nestnähe aufhalten und muß möglichst in der eingeschlagenen Richtung weiter gehen. So «glaubt» der Kiebitz, daß seine Eier nicht entdeckt wurden und setzt sich bald wieder auf das Nest. Er bestaunt im ersten Augenblick wohl den alten, ausrangierten Kartoffelsack, den wir «zufällig» einen Meter von den Eiern entfernt fallen ließen. Aber solche Utensilien liegen ja im Nistgebiet des Kiebitz da und dort herum, es kann also nichts Verdächtiges sein. Am folgenden Tag ist der Mensch wieder da. Die Vögel sind schon weniger aufgeregt und halten sich mehr abseits, bis der Feind verschwunden ist. Jetzt hat der alte Kartoffelsack einen Buckel. Die Kiebitze merken das freilich nicht. Am dritten Tag zeigt sich vorn am Sack ein schwarzes «Etwas», eine kleine Schachtel. Das ist schon bedeutend erregender.

Nach drei weiteren Tagen ist den Vögeln aber auch diese Veränderung vertraut und wenn am sechsten Tag die großen «Zweibeiner» nach etwas längerem Verweilen in der Nähe des Nestes wieder verschwinden, finden das die Kiebitze ganz normal. Auch das Erdloch, das in den Dämmerstunden 10 Meter vom Nest entstanden ist und seit zwei Tagen von einem Zelt überdeckt wird, ist ihnen nicht mehr fremd.

Das wichtigste ist den Vögeln aber doch entgangen. Unter dem Kartoffelsack befindet sich nämlich jetzt ein Photoapparat. Von der Kamera zum Zelt laufen

*Oben: Einen Meter vom Gelege entfernt wird ein Kartoffelsack zurückgelassen.*

*Unten: Erst nach mehreren Tagen der Vorbereitung darf man es wagen, den getarnten Photoapparat am Kiebitznest einzurichten.*





elektrische Drähte zu einer Batterie. Vom Zelt weg ist auch nur noch ein Mensch gegangen. Der zweite sitzt nun mit verkrampften Gliedern im feuchten Erdloch, in dem sich seit dem letzten Regen fußhoch Wasser angesammelt hat – und wartet. Bald kommt ein Kiebitz zum Nest. Die Störungen sind schon so normal und finden nur einmal pro Tag statt, daß der Vogel keinen Verdacht schöpft. Ruhig setzt er sich aufs Nest und jetzt . . . darf man immer noch nicht auf den Kontakt drücken. Noch heißt es warten und Geduld haben. Der Vogel merkt doch einige kleinere Veränderungen, geht wieder vom Nest, beguckt sich die Drähte, beobachtet die ganze Umgebung. Er versucht sogar durch eine Spalte ins Zelt zu gucken, ob wirklich alles in Ordnung ist. In solchen Augenblicken klopft das Herz des Kameramannes schneller . . .

Nach einer Stunde hat der Kiebitz das «Zweibein» vergessen und wie er wieder einmal nach einer Ablösung ans Nest kommt, knackt der Verschuß. Mit einem gellenden Aufschrei wirft sich der Vogel in die Luft. Das metallische Geräusch, so nahe am Nest, kennt er noch nicht. Laut warnend und «wuchtelnd» fliegt er über sein Territorium und es kann eine Stunde dauern, bis er sich wieder auf das Nest zu sitzen getraut. Es bekommt den Eiern wohl, daß sie schon etwas angebrütet sind und daher eine gewisse

Eigenwärme besitzen und daß darüber hinaus der Tag mild und sonnig ist, sonst würde das keimende Leben erkalten. Immer wieder umtrippelt der schöne große Vogel den Kartoffelsack, hinter dem es so verdächtig knackte und erst wenn sich nach allen diesen Erkundungen nichts Verdächtiges zeigt, setzt er sich wieder auf das Nest und brütet weiter.

Und da sitzt der farbenprächtige Kiebitz nun vor mir auf den bunten Kalkschalen und döst dahin. Der bewaldete Hügel weit hinten am Horizont verschwimmt im Flimmern der Mittagssonne, während hoch oben am Himmel die Feldlerchen jubeln und die weißen Haufenwolken still und majestätisch dahinsegeln. Ein Bild des Friedens, ein Anblick, der den Naturfreund immer wieder bezaubert und ihn alle Mühen vergessen läßt, die er sich bei der Anfertigung solcher Naturdokumente aufbürdet. Und wenn wir diese Bildfolge aus dem Leben unserer letzten Kiebitze hier einem großen Leserkreis übergeben, dann geschieht es, um für den Schutz unserer letzten Riedlandschaften aufzurufen. Aller Vogelschutz «verpufft im leeren Raum» – um hier ein Wort des Tierpsychologen Prof. v. Uexküll zu gebrauchen –, wenn es nicht gelingt, die Brutgebiete dieser Geschöpfe zu erhalten. Nur der Schutz der Riedlandschaft erhält uns ihre tierische und pflanzliche Lebewelt – und in ihr den Kiebitz.

*Und nun sitzt der große, grünweiße Vogel auf seinen bunten Eiern.*

